

Knapp dreißig Jahre nach Lewis Carrolls ›Alice‹-Romanen erschien 1889 und 1893 eine »Tagtraumdichtung«, die von den Elfengeschwistern Sylvie und Bruno handelt.

Zwei ineinander verwobene Erzählstränge führen den Leser zum einen in das Königreich »Absonderland«, wo die Geschwister typische Märchenabenteuer zu bestehen haben, zum anderen in ein Fischerdorf an der Nordküste Englands, wo zwei Männer um die Liebe einer schönen Frau wetteifern. In »Absonderland« spiegelt sich, satirisch gebrochen, die englische Gesellschaft wider – spielerisch wird über Moral, Politik und Religion philosophiert. So entsteht ein farbenprächtiger Teppich, gewebt aus märchenhaften Geschichten und Gedichten, die ineinandergreifen und Realität und Fiktion, Kinder- und Erwachsenenwelt verknüpfen.

Dieses faszinierende Kunstwerk liegt nun in einer vollständigen Neuübersetzung vor.

Lewis Carroll (eigentlich Charles Lutwidge Dodgson) wurde 1832 in Daresbury, Großbritannien, als Sohn eines Pfarrers geboren. Er studierte in Oxford, lehrte später dort Mathematik und Logik und führte ein eher unspektakuläres Leben als Junggeselle und Sonderling. Er starb 1898 in Guildford.

Lewis Carroll

Sylvie und Bruno

Eine Geschichte

Band I und II

Mit 92 Illustrationen von
Harry Furniss

Ins Deutsche übertragen von
Michael Walter – Prosa
und
Sabine Hübner – Gedichte

Mit einem Nachwort von
Joachim Kalka

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Lewis Carroll
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Alice in Wonderland / Alice im Wunderland
(Zweisprachige Ausgabe – dtv 9244)

Die Erstausgaben erschienen Ende 1889/1893
in London mit den Jahreszahlen 1890/1894
unter den Titeln
›Sylvie and Bruno‹ und
›Sylvie and Bruno Concluded‹

Das Lied des Gärtners und der Vers auf Seite 19/20
wurden von Michael Walter übersetzt

Vollständige Ausgabe
Dezember 2006
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 2006 Deutscher Taschenbuch Verlag, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung
des Gemäldes ›Ariel‹ (ca. 1858–68) von John A. Fitzgerald
(Bridgeman Giraudon)
Gesetzt aus der Minion 10/12,5 (InDesign)
Satz: Günter Jürgensmeier, München
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany
ISBN-13: 978-3-423-13289-3
ISBN-10: 3-423-13289-2

INHALT

Sylvie und Bruno

7

Sylvie und Bruno – Beschluß

269

Register

543

Anhang

Anmerkungen

555

Zeittafel

561

Nachwort

567

Verzeichnis der Illustrationen

583

Inhaltsverzeichnis

586



Sylvie und Bruno



*Ist unser Leben nur ein Traum,
Schimmernd als ferner goldner Saum
Am dunklen Zeitstrom, sichtbar kaum?*

*Bald gramgebeugt von schwerer Last
Oder als muntre Zirkusgast,
Wir leben achtlos voller Hast.*

*Man eilt durch seinen Tag behend,
Aber vom frohen Mittag wend't
Niemand den Blick zum stillen End.*



VORWORT

Ein kleines Bild in diesem Buch, das Zaubermedaillon auf Seite 69, wurde von Miss Alice Havers gezeichnet. Ich habe dies nicht auf dem Titelblatt vermerkt, weil es mir dem Schöpfer all dieser (wie ich glaube) *herrlichen* Illustrationen schlicht zu gebühren scheint, daß dort einzig und allein sein Name steht.

Die Schilderungen auf den Seiten 260f., wie Kinder der vorigen Generation den Sonntag verbrachten, sind *wörtliche* Zitate aus einem Gespräch mit einem befreundeten Kind und einem Brief, den mir eine Bekannte schickte.

Die mit »Sylvie, die Elfe« und »Brunos Rachegeleüste« überschriebenen Kapitel bilden den nur geringfügig veränderten Nachdruck eines kleinen Elfenmärchens, das ich 1867 auf Bitten der inzwischen verstorbenen Mrs. Gatty für das »Aunt Judy's Magazine« verfaßte, dessen Herausgeberin sie damals war.

Im Jahr 1874 kam mir, glaube ich, zum ersten Mal der Gedanke, dies zum Kern einer längeren Geschichte zu machen. Im Lauf der Jahre notierte ich mir von Zeit zu Zeit die krausesten Ideen und Gesprächsfetzen, die mir – wer weiß wie? – so unvermittelt und flüchtig einfielen, daß mir nur mehr die Wahl blieb, sie entweder unverzüglich aufzuschreiben oder dem Vergessen zu überantworten. Manchmal ließ sich der Ursprung dieser zufälligen Gedankenblitze aufspüren – einige waren ausgelöst durch meine momentane Lektüre, andere wieder dem »Flintstein« des eigenen Geistes entsprungen als Funken, die der »Feuerstahl« einer beiläufigen Bemerkung eines Freundes herausgeschlagen hatte –, sie erschienen aber auch ganz spontan, quasi aus heiterem Himmel – Exemplare jenes total unlo-

gischen Phänomens einer ›Wirkung ohne Ursache‹. Dies trifft beispielsweise zu für die letzte Zeile von ›Die Jagd nach dem Schnark‹, die mir (ich erwähnte es bereits in der Aprilnummer 1887 von ›The Theatre‹) auf einem einsamen Spaziergang urplötzlich einfiel; dasselbe gilt für Textstellen, die in *Träumen* auftauchen und die ich auf keinerlei früheren Umstand zurückzuführen vermag. Dieses Buch enthält mindestens zwei Beispiele solcher Traumeingebungen – zum einen Mylady's Bemerkung: »So was liegt oft in der Familie, ebenso wie ein Faible für Konditorwaren« auf Seite 76, und zum anderen Eric Lindons Frotzelei über seine angeblichen Erfahrungen als Domestik auf Seite 227.

Und so fand ich mich schließlich im Besitz einer gewaltigen, unübersichtlichen Menge an Material – möge der geneigte Leser die Orthographie verzeihen –, das nur noch auf das Band einer fortlaufenden Geschichte gefädelt werden mußte, um das Buch zu ergeben, das ich zu schreiben hoffte. Nur noch! Das Unterfangen schien anfangs völlig aussichtslos und verschaffte mir eine weitaus klarere Vorstellung von der Bedeutung des Wortes »Chaos«, als ich sie je zuvor besessen hatte: und es müssen wohl zehn Jahre oder mehr ins Land gegangen sein, bevor es mir gelang, den Krimskrams so weit zu sortieren und ordnen, daß ich erkennen konnte, welche Geschichte sich hier ankündigte: denn die Geschichte mußte aus den Episoden entstehen und nicht umgekehrt.

Ich verbreite mich über all dies nicht aus egoistischen Motiven, sondern weil ich wirklich glaube, daß sich einige meiner Leser für die Details der ›Genese‹ eines Buches interessieren werden, das sich als fertiges Produkt so einfach und unkompliziert präsentiert, daß sie vermuten könnten, es sei in einem Zug, Seite um Seite geschrieben worden, so wie man eben einen Brief schreiben würde, indem man mit dem Anfang beginnt und mit dem Ende schließt.

Es ist zweifellos möglich, eine Geschichte auf diese Art zu schreiben, und klänge es nicht eitel, so würde ich sagen, ich glaube, ich könnte es auch – befände ich mich in der un-

glücklichen Lage (denn es erscheint mir als wahres Unglück), ein festgesetztes Quantum Worte innerhalb einer festgelegten Frist fabrizieren zu müssen, so würde ich »meine Pflicht erfüllen« und meine »Anzahl von Ziegeln« fabrizieren wie andere Sklaven auch. Für eines könnte ich mich bei der so entstandenen Geschichte jedenfalls verbürgen – sie wäre absolut uninteressant, enthielte auch nicht einen neuen Gedanken und würde sehr, sehr langweilig zu lesen sein!

Dieses Literaturgenre hat den äußerst passenden Namen »Füllsel« erhalten – was sich treffend definieren läßt als »das, was jeder schreiben und keiner lesen kann«. Daß der vorliegende Band nichts davon enthält, wage ich kaum zu behaupten: um ein Bild richtig zu plazieren, war es manchmal nötig, eine Seite durch zwei oder drei Extrazeilen zu strecken: trotzdem darf ich aufrichtig versichern, daß ich nicht mehr eingeschoben habe, als ich unbedingt mußte.

Vielleicht fänden meine Leser den Versuch vergnüglich, in einer vorgegebenen Textpassage das eine darin enthaltene »Füllsel«, zu entdecken. Beim Zusammenstellen der »Fahnen« zu Buchseiten bemerkte ich, daß die Passage, die jetzt von Seite 43 unten bis Seite 46 oben reicht, drei Zeilen zu kurz war. Ich behob den Mangel nicht, indem ich hier und da ein Wort einschob, sondern indem ich drei komplette Zeilen einfügte. Können meine Leser wohl erraten, *welche*?

Ein schwierigeres Rätsel – sofern gewünscht – bestünde darin, beim Lied des Gärtners zu entscheiden, in *welchen* Fällen (wenn überhaupt) der Vers dem umgebenden Text und in *welchen* (wenn überhaupt) der Text dem Vers angepaßt wurde.

Es gibt vielleicht überhaupt nichts Schwierigeres in der Literatur – zumindest meinem Empfinden nach: durch eine willkürliche Anstrengung glückt es nie: ich muß es nehmen, wie es kommt –, als etwas *Originelles* zu schreiben. Und am einfachsten ist es vielleicht, einen einmal eingeschlagenen, originellen Weg zu verfolgen und im selben Stil endlos weiterzuproduzie-

ren. Ich weiß nicht, ob ›Alice im Wunderland‹ eine *originelle* Geschichte war – ich sah mich jedenfalls nicht in der Rolle des *bewußten* Nachahmers, als ich sie schrieb –, aber ich weiß, daß seit ihrer Veröffentlichung wohl gut ein Dutzend Erzählungen nach genau demselben Strickmuster erschienen sind. Der Pfad, den ich zaghaft erkundete – wobei ich mich für »den ersten, der je sich stürzte in dies stille Meer« hielt –, ist jetzt eine vielbegangene Hauptstraße: alle Blumen am Wegrand sind längst in den Staub getreten: und es hieße das Unheil hofieren, wollte ich mich abermals in diesem Stil versuchen.

Daher habe ich mich in ›Sylvie und Bruno‹ bemüht – mit welchem Erfolg sei dahingestellt –, wieder einen neuen Weg zu beschreiten: ob gut oder schlecht, ich habe mein Bestes getan. Das Buch ist weder des Geldes noch des Ruhmes wegen geschrieben worden, sondern in der Hoffnung, den Kindern, die ich liebe, einige Gedanken zu beschenken, welche zu den Stunden unschuldiger Fröhlichkeit passen, die das wahre Wesen der Kindheit sind: und gleichfalls in der Hoffnung, ihnen und anderen einige Überlegungen zu vermitteln, die, wie ich mir gern erhoffen würde, keine völlige Disharmonie zu den ernstesten Kadenzten des Lebens bilden.

Falls ich die Geduld meiner Leser nicht bereits erschöpft habe, möchte ich diese Gelegenheit ergreifen – vielleicht die letzte, die sich mir bietet, mich an so viele Freunde auf einmal zu wenden –, um einige Überlegungen festzuhalten, die ich mir über Bücher gemacht habe, die eigentlich geschrieben werden sollten – eine Arbeit, die ich sehr gern in Angriff nähme, aus Mangel an Zeit und Kraft aber vielleicht nie werden können –, in der Hoffnung, es möchten, sollte ich an der selbstgestellten Aufgabe scheitern (und die Jahre vergehen wie im Flug), andere Hände sie weiterführen.

Erstens, eine Bibel für Kinder. Hierbei wären wirklich nur zwei Dinge *wesentlich*, nämlich sorgfältig ausgewählte, für die kindliche Lektüre geeignete Stellen sowie Bilder. Ein Auswahl-

prinzip, das ich mir zu eigen machen würde, bestünde darin, dem Kind die Religion als Offenbarung der *Liebe* vor Augen zu stellen – wozu das kindliche Gemüt mit der Geschichte von Verbrechen und Strafe peinigen und verstören. (Nach diesem Grundsatz würde ich beispielsweise die Geschichte von der Sintflut auslassen.) Die Illustrationen sollten kein nennenswertes Problem darstellen: neue sind nicht erforderlich: es existieren bereits Hunderte ausgezeichnete Bilder, an denen das Urheberrecht längst erloschen ist und die sich mit der Photo-Zinkographie oder einem ähnlichen Verfahren leicht reproduzieren ließen. Das Buch sollte handlich sein – ausgestattet mit einem hübschen, ansprechenden Einband –, gedruckt in gut lesbarer Schrift – und vor allem Bilder, Bilder und nochmals Bilder enthalten!

Zweitens, ein Buch mit ausgewählten Bibeltexten – nicht einzelne Stellen, sondern ganze Passagen von zehn bis zwanzig Versen – zum Auswendiglernen. Solche Passagen ließen sich in zahlreichen Situationen, wo Lesen schwierig, wenn nicht gar unmöglich ist, mit Gewinn memorieren und überdenken: so zum Beispiel, wenn man nachts keinen Schlaf findet – auf einer Bahnfahrt – bei einem einsamen Spaziergang – im Alter, wenn das Augenlicht nachläßt oder völlig schwindet – und vor allem, wenn uns eine Krankheit, die uns zum Lesen oder zu einer anderen Beschäftigung unfähig macht, dazu verdammt, während vieler stiller, beschwerlicher Stunden wach zu liegen: wie deutlich würde einem da nicht die Wahrheit von Davids verzücktem Ausruf: »Dein Wort ist meinem Munde süßer Honig!«

Keine Einzelstellen, sondern »Passagen«, deshalb, weil wir es nicht vermögen, uns einzelne Stellen *in Erinnerung zu rufen*: das Gedächtnis benötigt *Verknüpfungen*, und hier existieren keine: man kann hundert Bibelstellen im Gedächtnis gespeichert haben, ohne doch mehr als ein halbes Dutzend nach Belieben erinnern zu können – und dies noch rein zufällig: fällt einem hingegen irgendein Teil eines einmal auswendig-

gelernten *Kapitels* ein, kann man das Ganze wieder rekonstruieren: es hängt alles zusammen.

Drittens, eine Sammlung von Prosatexten und Gedichten aus anderen Schriften als der Bibel. Es existiert vielleicht nur wenig innerhalb der sogenannten ›uninspirierten Literatur‹ (eine meines Erachtens irreführende Bezeichnung: wenn Shakespeare nicht ›inspiriert‹ war, darf man allerdings bezweifeln, ob es je irgendein Mensch gewesen ist), das einer hundertfachen Prüfung standhielte: dennoch *existieren* solche Texte – genug, wie ich glaube, um dem Gedächtnis reichlich Vorrat zu liefern.

Diese beiden Bücher – mit religiösen und weltlichen Texten zum Auswendiglernen – werden nicht bloß leere Stunden füllen, sondern auch anderweitig von Nutzen sein, indem sie mithelfen, viele bange, quälende, hartherzige und unheilige Gedanken in Schach zu halten. Ich möchte dies in besseren Worten als den meinen sagen und eine Passage aus dem hochinteressanten Buch ›Robertsons Vorlesungen über die Korintherbriefe‹, Vorlesung XLIX, zitieren: »Findet sich ein Mensch von periodisch wiederkehrenden bösen Lüsten und gottlosen Bildern gepeinigt, soll er sich Stellen aus der Heiligen Schrift oder Texte der besten Prosaautoren und Poeten einprägen. Er soll mit ihnen seinen Geist ausrüsten, damit er sie als Schutz memorieren kann, wenn er in ruhelosen Nächten wach liegt oder verzweifelte Vorstellungen und düstere Selbstmordgedanken ihn bedrängen. Sie sollen ihm das Schwert sein, das profanen Schritten den Zugang zum Garten des Lebens verwehrt.«

Viertens, ein ›Shakespeare‹ für Mädchen: das heißt, eine Ausgabe, die auf alles verzichten sollte, was als Lektüre für junge Mädchen im Alter von (sagen wir) zehn bis siebzehn Jahren nicht taugt. Kinder unter zehn Jahren würden wohl nur in den seltensten Fällen den größten unserer Dichter verstehen und Geschmack an ihm finden: und diejenigen, die den Mädchen-

jahren entwachsen sind, können Shakespeare gefahrlos in jeder Ausgabe ihrer Wahl lesen, sei diese nun ›bereinigt‹ oder nicht; aber ich bedauere es doch, daß so vielen Kindern im Zwischenalter ein großes Vergnügen versagt bleibt, nur weil es an einer passenden Ausgabe für sie fehlt. Weder Bowdlers, Chambers', Brandrams noch Cundells ›Boudoir‹-Shakespeare scheinen mir diesem Bedürfnis Rechnung zu tragen: sie sind nicht ausreichend ›bereinigt‹. Dabei ist die Bowdlersche Ausgabe noch die bemerkenswerteste: wenn ich darin blättere, komme ich aus dem Staunen nicht heraus, was alles darin stehen geblieben ist, und frage mich, ob er *überhaupt etwas* gestrichen hat! Abgesehen von der schonungslosen Tilgung all dessen, was sich mit den Begriffen der Ehrfurcht und Wohlständigkeit nicht verträgt, würde ich dazu tendieren, alles wegzulassen, was für junge Leser zu schwierig scheint oder vermutlich nicht ihr Interesse findet. Das so entstandene Buch könnte zwar ein wenig fragmentarisch wirken: wäre aber ein wahres Schatzkästlein für alle britischen Mädchen, die Sinn für Poesie besitzen.

Müßte ich mich bei irgendwem für die neue Richtung entschuldigen, die ich mit dieser Geschichte eingeschlagen habe – indem ich, neben dem hoffentlich akzeptablen Nonsense für Kinder einige ernstere Gedanken über das menschliche Leben einflechte –, dann wohl nur bei jemandem, der die Kunst beherrscht, derartige Gedanken in Stunden der Freude und Sorglosigkeit ganz von sich fernzuhalten. Ihm muß diese Mischung zweifellos verfehlt und abgeschmackt erscheinen. Und daß eine solche Kunst *existiert*, will ich gar nicht bestreiten: im Verein mit Jugend, guter Gesundheit und genügend Geld scheint es recht wohl möglich, auf Jahre hinaus ein Leben ungetrübter Fröhlichkeit zu führen – mit Ausnahme eines gewichtigen Umstands, mit dem wir *jeden* Augenblick konfrontiert werden können, sogar inmitten der glanzvollsten Gesellschaft oder brilliantesten Vergnügung. Der Mensch mag die Stunde selber wählen, zu der er sich ernste Gedanken gestattet,

den Gottesdienst besucht, betet oder die Bibel liest: dies alles kann er auf die »gelegene Zeit« vertagen, die wahrscheinlich doch nie kommt: aber nicht einmal für einen einzigen Augenblick kann er sich der unausweichlichen Botschaft entziehen, die ihn erreichen mag, noch ehe er diese Seite zu Ende gelesen hat: »Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern.«

Vom Alpdruck des allgegenwärtigen Bewußtseins dieser grausigen Möglichkeit haben sich die Menschen zu allen Zeiten* zu befreien versucht. Es gibt für einen Studenten der Geschichte wohl kaum ein interessanteres Forschungsfeld als die verschiedenen Waffen, derer man sich gegen diesen wesenlosen Feind bedient hat. Am trübsten noch müssen die Gedanken derjenigen gewesen sein, die tatsächlich an ein *Dasein* jenseits des Grabes glaubten, an ein Dasein jedoch weit schrecklicher als die Vernichtung – an ein Dasein als durchscheinende, ungreifbare, fast unsichtbare Gespenster, die endlose Zeiten durch eine Welt der Schatten irren, ohne etwas tun, hoffen oder lieben zu können! Inmitten der heiteren Verse des genialen »bon vivant« Horaz steht ein düsteres Wort, dessen tiefe Traurigkeit zu Herzen geht. Es ist das Wort »exilium« in dem bekannten Text:

*Omnes eodem cogimur, omnium
Versatur urna serius ocius
Sors exitura et nos in aeternum
Exilium impositura cymbae.*

Ja, für ihn war das gegenwärtige Leben – trotz aller Mühsal und Sorgen – das einzig lebenswerte Leben: alles andere bedeutete »Exil«! Mutet es nicht schier unglaublich an, daß ein Mensch, der eine derartige Überzeugung hegte, jemals gelächelt haben soll?

* Im Augenblick, da ich diese Worte geschrieben hatte, klopfte es an der Tür, und man überbrachte mir ein Telegramm, das mir den plötzlichen Tod eines lieben Freundes meldete.

Und ich fürchte, auch heute betrachten viele Menschen, obwohl sie an ein weitaus realeres Dasein jenseits des Grabes glauben, als Horaz es sich je hat träumen lassen, dies als eine Art »Exil«, das sie von allen Freuden des Lebens verbannt, und machen sich deshalb Horaz' Theorie zu eigen und sagen: »Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot«.

Wir besuchen Vergnügungsstätten wie das Theater – ich sage *wir*, denn auch *ich* gehe ins Theater, sooft sich mir die Gelegenheit bietet, ein wirklich gutes Stück zu sehen – und halten nach Möglichkeit den Gedanken von uns fern, wir könnten nicht lebend zurückkehren. Doch woher – lieber Freund, dessen Geduld dich durch dies redselige Vorwort geleitet hat – willst du wissen, ob nicht *dir* das Los zufällt, auf dem Gipfel der ausgelassensten Heiterkeit den heftigen Stich oder die tödliche Schwäche zu fühlen, welche die endgültige Krisis ankündigen – und dann verschwommen und verwundert zu sehen, wie sich besorgte Freunde über dich beugen – ihr banges Flüstern zu hören – vielleicht mit bebenden Lippen selbst die Frage zu stellen: »Ist es ernst?« und zur Antwort zu erhalten: »Ja: das Ende ist nah.« (Und ach, wie so anders wird das ganze Leben aussehen, sind diese Worte einmal gefallen!) – woher willst du wissen, sage ich, daß nicht all dies heute nacht *dir* widerfährt?

Und *wagst* du mit diesem Wissen dann zu sagen: »Gut, vielleicht ist das Stück wirklich unmoralisch, die ›Thematik‹ zu zweideutig: vielleicht sind die Situationen zu ›schlüpfrig‹, die Dialoge zu ›saftig‹. Ein ganz gutes Gewissen habe ich dabei nicht: aber das Stück ist so geistreich, dieses eine Mal muß ich es einfach sehen! Morgen beginne ich ein besseres Leben.«
Morgen, morgen und abermals morgen!

Der sündigt, der beim Sündigen spricht:

»Gott straft bereute Sünden nicht!«

Lügt wider Gottes Geist und prellt

Sich frech um Gnade, bis er fällt,

Dem Falter gleich, der Feuer fing,
Und taumelt hilflos Ring um Ring,
Blind und verdammt, rasch wie der Schall
Von Sündenfall zu Sündenfall.

Ich möchte einen Augenblick innehalten und sagen, daß der Gedanke an die Möglichkeit des Todes – ruhig vorgestellt und standhaft ins Auge gefaßt – eines der besten Kriterien abgäbe, um zu entscheiden, ob wir mit dem Besuch eines Vergnügungsbetriebes richtig oder falsch handeln. Wenn *dir* der Gedanke, ein jäher Tod könnte dich *im Theater* ereilen, besonderes Grauen einflößt, dann sei ganz sicher, daß das Theater für *dich* schädlich ist, so harmlos es für andere auch immer sein mag, und daß *du dich* mit dem Besuch einer tödlichen Gefahr aussetzt. Sei gewiß, die verlässlichste Regel lautet, wir sollten an keinem Ort zu *leben* wagen, an dem wir nicht auch zu *sterben* wagen.

Ist aber der wahre Sinn des Lebens einmal erkannt – der weder im Vergnügen, noch im Wissen, ja, nicht einmal im Ruhm, »dieser letzten Schwäche edler Geister«, besteht – sondern in der Entwicklung des *Charakters*, im Aufstieg zu einer höheren, edleren, reineren Stufe, im Werden des vollkommenen *Menschen* –, dann birgt für uns, solange wir nur spüren, daß dieser Prozeß fort dauert und (wie wir hoffen) in Ewigkeit fort dauern wird, der Tod keinen Schrecken; er ist kein Schatten, sondern Licht; kein Ende, sondern ein Anfang!

Eine andere Sache bedarf vielleicht der Entschuldigung – nämlich der völlige Mangel an Sympathie, den ich gegenüber der britischen Leidenschaft für die ›Jagd‹ bekundet habe, die einst zweifellos eine hervorragende Schule der Kühnheit und Kaltblütigkeit im Angesicht der Gefahr war und zum Teil auch noch ist. Für die *echte* ›Jagd‹ fehlt mir jedoch nicht jegliche Sympathie: ich bewundere aufrichtig den Wagemut eines Mannes, der unter großen körperlichen Strapazen und Einsatz seines Lebens einen ›menschenfressenden‹ Tiger zur Strecke